Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur**

Band (Jahr): **28 (1946)**

Heft 11

PDF erstellt am: **04.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Landesbibliothek
Bern

Winterthur, 15. März 1946 | Erscheint jeden Freitag | 28. Jahrgang Nr. 11

Schweizer Frauenblatt

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine und des Schweizerischen Zivilen Frauenhilfsdienstes

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Zürich
Inseraten-Annahme: August Fitze A.-G., Stockerstraße 64, Zürich 2, Telephon 27 29 75. Postscheck-Konto VIII 12433
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG., Telephon 2 22 52. Postscheck-Konto VIII b 58

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 11.50, halbjährlich Fr. 6.30 Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.—. Einzel-Nummern kosten 20 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken / Abonnements-Einzahlungen auf Postscheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland / Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate – Inseratenschluß Montag abend

Eine Frauenarmee der Hilfsbereitschaft löst sich auf

G. M. Während sechs Jahren hat der Schweizerische Zivile Frauenhilfsdienst den Helferwillen und die Tatkraft zehntausender von Schweizerfrauen aufgefangen, gelenkt und zu landesmütterlichem Einsatz gebracht. Einzeln oder in Gruppen stellten sich seine Mitglieder in den Dienst der Landesversorgung und weiter Zweige der Kriegsfürsorge. Von Stadt zu Land, über Landesteile und Kantonsgrenzen hinweg reichten sie sich die Hände zu einem vaterländischen Gemeinschaftswerk, das in schwerer, gefahrvoller Zeit den Bestand unseres Landes sichern half. Diese kriegsbedingte Frauenaufgabe ist heute zu Ende: in eindrucksvoller Abschluß-Tagung löste sich der Schweizerische Zivile Frauenhilfsdienst am 6. März in Bern auf. Seine Präsidentin, Frau G. Haemmerli-Schindler, richtete sich in ihrer Begrüßung an nahezu vierhundert (junge und weißhaarige!) Vertreterinnen des Schweizerischen Zivilen Frauenhilfsdienstes, um dann über dessen Werden und Wachsen einen weitgefaßten Ueberblick zu geben.

Was war der Zivile Frauenhilfsdienst? In drei Worten läßt es sich prägen: Hilfsbereitschaft, Anpassungsfähigkeit, Zuverlässigkeit.

Am Anfang war aber nicht nur die Hilfsbereitschaft, am Anfang war auch die Geduld. Die Schweizerfrauen warteten; warteten — die Situation ist nicht neu! — auf das Recht, ihre Pflicht tun zu dürfen. Es war niederdrückend für die Begründerinnen des Zivilen Frauenhilfsdienstes und für diesen außerordentlich entwicklungshemmend, daß während des ganzen Jahres 1939 keine Mitteilung von Seiten der militärischen und zivilen Behörden einging, wie man sich die Einreihung und die Mitarbeit der Frauen innerhalb der Hilfsdienste denke. „Von seiten des Bundes, der Armeeleitung, der kantonalen und städtischen Behörden wird immer wieder verlangt, mit jeder persönlichen Initiative zurückzuhalten, weil zur gegebenen Zeit Richtlinien ausgegeben würden", schrieb zu Beginn des Jahres 1940 die Leiterin eines kantonalen Frauenhilfsdienstes.

Am 16. Februar 1940 unterzeichnete General Guisan endlich die „Richtlinien für die Organisation des Frauenhilfsdienstes", und am 27. Februar ging eine entsprechende Weisung des Chefs des Eidgenössischen Militärdepartements an die Kantonsregierungen ab. Die Organisation des zivilen Frauenhilfsdienstes konnte an die Hand genommen werden!

Wie sich diese zaghaft entgegengenommenen fraulichen Helferkräfte in die Tat umsetzten, ging aus dem Bericht von Frau Haemmerli-Schindler über die

Tätigkeitsgebiete

des Schweizerischen Zivilen Frauenhilfsdienstes hervor. Seine Helferinnen wurden in den vergangenen Kriegsjahren zu eigentlichen „Sammel-Spezialistinnen". Gewaltige Mengen verschiedensten Sammelgutes sind zusammengetragen, sortiert, gewaschen, geflickt, verpackt und zum Teil registriert worden: zu Verbandstoff verarbeitete Leinwand; Kleider, vom winzigen Kinderhemd bis zum wärmschaften Sportsgewand; Schuhe; Brillen aus zwei Jahrhunderten, Zahnprothesen, Teekräuter, Lebensmittel, Haushaltungsgegenstände, Spielsachen, Bücher, Grammophonplatten, Altmaterial aller Art, Hunderte von Harassen mit schönem Obst, Säcke voll selbstgedörrten Gemüses. Lange nicht alles ist im eigenen Land verarbeitet und verschenkt worden, wenngleich Tausende von Flüchtlingen, Internierten und kriegsgeschädigten Kindern gekleidet werden mußten. Vieles ist ins Ausland mitgegeben, oder durch Vermittlung des IKRK., und seit dem Jahre 1945 auch durch die Schweizerspende, in kriegsgeschädigte Länder geschickt worden. Nie versiegt ist aber auch die Wäschesammlung für unsere Schweizer Soldaten. Und mit ganz besonderer Liebe und Ausdauer haben die Helferinnen des Frauenhilfsdienstes Hunderttausende von Soldatenhemden und Soldatensocken angefertigt, und unermüdlich ist genäht, gestrickt und gesammelt worden, um Weihnachtspakete an Wehrmannsfamilien verschicken zu können.

Unentbehrlich war auch die Arbeit zahlreicher Frauen inner- und außerhalb des Zivilen Frauenhilfsdienstes in den Kriegswäschereien und überall dort, wo jahrelang für Internierten-Lager gewaschen und geflickt werden mußte. Was die Frauen eines einzigen Dorfes an Flickarbeit unentgeltlich leisteten, hätte, in Taglöhne zu Fr. 7.— umgerechnet, eine Lohnsumme von Fr. 32 200.— ergeben, und das in weniger als einem Jahr!

Im Dienst des KEL und seiner Abteilung Hauswirtschaft führten die Zivildienst-Helferinnen u. a. Gemüsebaukurse durch, halfen in Dörrbetrieben oder leiteten solche auf eigene Verantwortung.

Die Flickaktion für überlastete Bäuerinnen war vielleicht die allerwichtigste Hilfe von Frau zu Frau, von Stadt zu Land, die sich ohne die Vermittlerrolle des bescheidenen Wäschesackes nie gefunden hätte.

Die in der Oeffentlichkeit am bekanntesten gewordene Abteilung des Zivilen Frauenhilfsdienstes waren die „Hülfstrupp". Sie sind im Jahre 1940 aus dem Bedürfnis heraus entstanden, aus hilfsbereiten — hilfsfähige Frauen zu machen. Die HT. oder AM. waren überall dort, wo es rasch und improvisiert zu helfen galt (Betreuung von Flüchtlingskindern usw.). Einzelne Hülfstrupp führten in den Jahren 1943/44 ungezählte Nothilfekurse durch.

Wesentliches beigetragen zum innern Durchhalten hat die Gruppe für geistige Arbeit durch Kurse, Vorträge und — im psychologisch richtigen Augenblick veröffentlichte — Broschüren und Flugblätter. Sie bildete die Warte, von der aus die je nach der politischen und wirtschaftlichen Lage wechselnden Stimmungen und Bedürfnisse der Schweizerfrauen beobachtet wurden.

Der Zivile Frauenhilfsdienst — so schloß Frau G. Haemmerli-Schindler — war von außen gesehen ein großes Ganzes und aus der Nähe erlebt ein Mosaik in den verschiedensten Farben und Formen. Es gab da auch keine großen und keine kleinen Dienste. Die Betreuung eines armen Flüchtlingskindes, oder eine bescheidene Handreichung für eine überarbeitete Nachbarin hatte, sofern sie mit Liebe getan wurde, ebensoviel Wert wie eine scheinbar wichtigere Arbeit in der Oeffentlichkeit.

Den Dank der vielen tausend Bäuerinnen, denen der Zivile Frauenhilfsdienst beigesprungen ist, leitete Frau Kohler, Präsidentin des Schweizerischen Landfrauenverbandes, an die Versammelten weiter. Ihm fügte sich der

bundesrätliche Dank

an. In warmen Worten würdigte Bundesrat Dr. W. Stampfli den vom Schweizerischen Zivilen Frauenhilfsdienst für die Sicherstellung der Landesversorgung und damit zur Ueberwindung der Schwierigkeiten und Gefahren geleisteten Beitrag. Die Behörden seien in ihrer Tätigkeit durch den Zivilen Frauenhilfsdienst aufs Wirkungsvollste und Nützlichste unterstützt worden. Auch in Zukunft sollten die Schweizerfrauen zur Verwirklichung großer Gemeinschaftsaufgaben herangezogen werden. Die Mitarbeit der Frau werde zu einer zweckmäßigeren Anwendung behördlicher Maßnahmen und einer Vertiefung ihrer Wirkung beitragen. Die edlen Kräfte der Frau sollten sich in Zukunft stärker im Volksganzen auswirken können.

Beim gemeinsamen rot-weiß-geschmückten Mittagstisch überbrachte Frau Dr. Agnes Debrit-Vogel, Präsidentin des bernischen zivilen Frauenhilfsdienstes, die Grüße der Berner Helferinnen und des Bernischen Frauenbundes. Frau Dr. Zollinger (Zürich) von der Gruppe für geistige Arbeit wies auf den im kommenden September stattfindenden 3. schweizerischen Frauenkongreß in Zürich hin, der unter das Thema „Verantwortung" gestellt werden soll.

Hauptmann Guinand von der Zentralstelle für Soldatenfürsorge zeigte, wie die gewaltigen „Lismerenergien" der Schweizerfrauen von der Soldatenfürsorge aufgefangen und in einen militärischen Rahmen eingespannt worden sind. Die Abteilung Fürsorgerinnenzüge erfaßte 30 000 Schweizerinnen im In- und Ausland. Sie haben 700 000 Meter Hemdenstoff verarbeitet, 44 000 kg Wolle zu Socken verstrickt, die, aneinandergereiht, die Strecke Genf-Kloten ergäben. 300 km Socken! 10 000 Lismer sind verpackt und zur Truppe verschickt und über 600 000 Franken in Soldatenwochenzehnern zusammengetragen worden. Auch dies in den Kriegswäschereien Geleisteten gedachte Hauptmann Guinand. „Ehre und Dank der Schweizerfrau für ihre liebevolle und gewaltige Arbeit in der Soldatenfürsorge!"

Der Nachmittag gehörte der Gegenwart und Zukunft. Der Chef des Rationierungswesens des Eidgenössischen Kriegsernährungsamtes, A. Muggli, unterrichtete über den heutigen Stand unserer Lebensmittelversorgung, indem er die schweizerische Verbrauchslenkung im großen Rahmen eines weltweiten Rationierungssystems zeigte. Der Krieg habe die Unteilbarkeit der Welt bewußt werden lassen. Es müsse eine neue Vertrauensgrundlage geschaffen werden, und gerade hier erwachse der Frau eine wesentliche Aufgabe.

Die kurzen Ansprachen von Frau Beck-Meyenberger, Präsidentin des Katholischen Frauenbundes und Mitglied des Zentralkomitees des Zivilen Frauenhilfsdienstes, und Frau G. Haemmerli-Schindler ließen erkennen, wie das Heraustreten aus dem engsten Kreis die Frauen bereicherte, ihren Gemeinsinn schärfte, zu gegenseitiger Verständigung beitrug. Und im gemeinsam gesungenen Schlußlied „Großer Gott wir loben dich" drückte sich aus, was als Grundton durch die Tagung geschwungen hatte: die Dankbarkeit für unsere Bewahrung.

Anmerkung der Redaktion

Raumeshalber und damit sie nicht in der allgemeinen Berichterstattung verloren gehen, werden wir in der nächsten Nummer noch die Höhepunkte aus den Ansprachen von Frau Hämmerli-Schindler und Frau Beck-Meyenberger im Wortlaut bringen.

Die Leiden Polens

Von allen an den Folgen des Krieges leidenden Ländern ist Polen eines derjenigen, das sich heute noch in der verzweifeltsten Lage befindet. Die polnische Nation wurde von den Kriegsereignissen bis in seinen innersten Kern getroffen.

Es ist schwierig, ein richtiges Bild von der völlig zerstörten polnischen Hauptstadt zu geben. Aus der Entfernung betrachtet, gleicht Warschau einem gespenstischen Totengerippe, aus dem alles Leben entflohen zu sein scheint. Ganze Stadtteile sind nur noch Berge von zerbröckelten Gemäuer; breite Avenuen, ehemals lebensvoll und blumengeschmückt, sind heute bedeckt mit Trümmern, Schutt und ausgebrannten Fahrzeugen, den tragischen Ueberresten einer gigantischen Schlacht. Wenn die Mehrzahl der europäischen Städte teilweise dem Erdboden gleichgemacht worden sind, so ist Warschau zu 90 Prozent bis in die Tiefen seiner Keller zerstört. Diese prächtige Stadt von 1,2 Millionen Einwohnern zählt heute nur noch 400 000, davon sind 60 000 Kinder.

Die Bewohner Warschaus haben nicht weniger gelitten als die Mauern ihrer Stadt. Die überstandenen Leiden können nur langsam ausheilen, da sie von den gegenwärtigen wachgehalten werden. Jede Familie, jedes Heim trauert um Vermißte, Deportierte, Erschossene, Hingerichtete oder im Kriege Gefallene.

Vor wenigen Wochen noch hatte Warschau weder Wasser noch Elektrizität, kaum Nahrung und keinerlei Transportmittel. Nach und nach ist das Leben wieder zu seinem Recht gekommen. Wasser, Elektrizität und einige Transportmittel sind in gewissen Quartieren der Stadt wieder vorhanden. Im Dezember 1945 wurden zwei bis drei Tramlinien instandgestellt, seit 10. Januar ebenfalls eine Trollebuslinie. Ueber die Weichsel führt eine Holzbrücke. An weiteren Brücken wird gearbeitet. In den Hauptstraßen tauchen täglich mehr und mehr kleine Verkaufsstände auf, aus Trümmerresten errichtet, wo man außer Brot auch die unerwartetsten Dinge erstehen kann.

Nachruck verboten

Im Spiegel des Alters

Roman von Lisa Wenger

Morgarten-Verlag, Conzett & Huber, Zürich

Später, viel später, zeigte Onkel Otto uns das Bild seines kleinen Mädchens, das auf dem Schoß einer schwarzen Kinderfrau saß. Es hatte lange Locken und trug eine Perlenschnur um das Hälslein, die bis auf den Saum seines Kleidchens hing. Die Negerin, die vor Freude grinste, streckte ihren Arm auf dem Bilde weit vor, damit man ihr goldenes Armband sehe. Der Arm war unmäßig dick ausgefallen, und das Armband warf einen unruhigen Schein über die schwarze Hand, daß sie lächerlich groß aussah. Aber Arm und Hand entsprachen genau dem, was die Negerin von ihnen hielt: Um des Goldes willen, das ihre Glieder schmückte, schienen sie ihr das Wertvollste an ihr zu sein. Ob sie je ihren Arm und ihre Hand darum ehrte, weil sie in Treue das kleine Mädchen umfingen?

Onkel Otto war mit uns auf die Petersinsel gekommen, um sich unbelästigt und von schweigender Teilnahme behütet erholen zu können. Frau Melanie aber verstand seine Anwesenheit falsch. Sie hielt ihn, um seiner sorgfältigen Kleidung willen, vielleicht um seines gepflegten Schnurrbartes willen, für das, was sie unter einem Don Juan verstand, das heißt, sie hielt ihn für einen Mann, der jedem weiblichen Wesen, ohne Ansehen der Person, nachlief. Die feine Ironie im Benehmen des Professors ihr gegenüber verstand sie nicht, und seiner Zurückhaltung ging sie um so munterer entgegen, als er die unsichtbare Scheidewand zwischen ihr und ihm erhöhte und verdichtete. Der kleine Kreis um die beiden unterhielt sich aufs beste dabei. Die Wirtin aber, der es der höfliche „Indier" möglicherweise auch angetan hatte, empörte sich laut ob Frau Melanies Zuvorkommenheit.

„Frau Pfarrer", sagte sie eines Abends, als sie sich neben unserer Großmutter niederließ, „die Frau Stark bemüht sich auch gar zu offenkundig um den Herrn Professor. Sie läuft ja hinter ihm her, als zöge er sie an einem Seil. In der glühenden Sonne marschiert sie neben ihm und glänzt wie Butter. Aber sie beißt auf Granit. Sie wird sich noch die stumpfe Nase einrennen. Was sagen Sie dazu, Frau Pfarrerin?" Großmutter lächelte, teils um der Wirtin, teils um Frau Melanies willen.

„Wer eine Lilie geliebt," fuhr die Wirtin eifrig fort, „der macht sich nichts aus einer Zwiebel". Nun lachte Großmutter, denn alle Welt verglich die gute und ahnungslose Wirtin mit einer Zwiebel. Klaus und ich, die den Vergleich schon öfters aussprechen hörten und ihn, auf Frau Melanie angewandt, treffend fanden, mochten Zwiebeln nicht, fanden, sie röchen schlecht und zürnten der Frau des Onkels Hauptmann, daß sie sich um Onkel Otto bemühe. Der hatte uns, Klaus und mich, und machte sich nichts aus einem Murtener Gewächs in einer weißen Bettjacke.

Melanie Stark ahnte, als sie in ihrer kleinbürgerlichen, kindisch-sorglosen Weise an jedes einzelne der kleinen Gesellschaft in zu täppischer Weise sich heranmachte, nichts von dem jämmerlichen Schicksal, das ihrer wartete. Sie war ihrem Manne eine unvernünftige und ihn schwer belastende Frau, die mit ihren Wünschen, mit denen sie ihn gleich einem Kinde belästigte, nicht abzuweisen war. Ihre Interessen stiegen nicht über die kleinen Ereignisse ihrer Vaterstadt oder deren Bewohner hinaus, ihre Freuden waren kulinarischer, auch wohl erotischer Natur, ihre Pflichten bestanden im Sauberhalten ihrer Fußböden und darin, daß sie mit Sorgfalt ihre dunkelgrünen Sammetmöbel mit Ueberzügen versah. Ihre Schmerzen wogen nicht schwer und betrafen die Lästerung irgendeiner Nachbarin, eine kurze Rüge ihres Mannes oder eine Lieblschaft ihres Schwagers, der in ihrem Hause den untersten Stock bewohnte. Sie wachte eifersüchtig über des Schwagers Sitten. Nicht wie eine Mutter, die den Sohn vor dem, was ihm im Leben und Fortkommen schädigen könnte, bewahren möchte, sondern wie eine Frau, die ihn von allem, was nicht sie ist, wegzuzerren wünscht. Er aber war gelassener Natur, wohlbeleibt, liebte die Behaglichkeit, erlag Versuchungen nur, wenn sie ihm wie gebratene Tauben in den Mund flogen, und hatte im Grunde wenig Anfechtungen.

Da starb Hauptmann Stark, und Frau Melanie fühlte sich nicht veranlaßt, anders als durch einen langen Witwenschleier und dadurch, daß sie statt einer glänzenden, eine matte Handtasche sich anschaffte, zu zeigen oder zu beweisen, daß sie um ihn traure. Sie blieb nicht lange Witwe. Das heißt, an ihrer Glocke stand nach wie vor deutlich auf Messing eingegraben: 'Melanie Stark, Witwe'. Aber in Wahrheit und in aller Verschwiegenheit hatte sie sich entschlossen, dem Schwager als gebratene Taube in seinen bereitschaftlich geöffneten Mund zu fliegen, und wenn er keinen Anstoß an der Bettjacke nahm, so zeigte das nur, daß er dankbar und zufrieden genoß, was ihm beschert wurde und mit dem vorlieb nahm, was sich ihm bot. Vielleicht war es Frau Melanie durchaus nicht leicht geworden, ihrerseits dies Vorliebnehmen zu lernen, sie, die auf der Petersinsel die Aufmerksamkeiten eines indischen Professors genossen, und ihm ihre zartesten Gefühle hatte weihen wollen. Vielleicht aber sagte sie sich mit leichter Befriedigung, daß die Anstrengung, sich auf derselben Ebene zu bewegen wie der von ihr Angebetene, Mühe und geistige Arbeit mit sich gebracht mehr als ihr, der weitestgehenden Behaglichkeit geneigten Seele, möglich gewesen wäre.

Kurz, es geschah, daß nach einem halben Jahr sich Frau Melanie Stark und der Doktor Stark gezwungen sahen, den Staat um seinen Segen zu ihrer Vereinigung zu bitten. Das Messingschild mit der Witwe Stark verschwand, und Frau Melanie ging am Arme ihres Gatten mit einiger Verlegenheit, dennoch stolz und etwas triumphierend spazieren, denn auf den Bruder ihres Mannes hatten alle älteren Mädchen Murtens hoffend gewartet. Nun hatte sie, die sehr gemütige, längst der Jugend entwachsene Witwe — trotz ihrer Bettjacke — den Sieg in diesem Wettlauf davongetragen.

Das Schicksal bemaß ihr eine kurze Frist, um sich ihres Glückes zu erfreuen. Unter unmenschlichen Qualen und tagelangem Sterben brachte sie ein totes Kind zur Welt, auf das sie während ihrer ersten Ehe zwanzig

Einige Zahlen können am ehesten einen Einblick in die Zustände in Polen geben. Die polnische Bevölkerung, die jetzt innerhalb der neuen Landesgrenzen lebt, wird auf ungefähr 23 Millionen geschätzt, vor dem Krieg betrug sie 35 Millionen. Das Schicksal der Hauptstadt wurde von manchem Bezirk geteilt. Am schwersten betroffen ist das Gebiet von Markow, wo 95 Prozent der Wohnhäuser völlig zerstört sind und die Bewohner in Schützengräben, Blochhütten, Ställen und Erdlöchern hausen. In den Schlesien benachbarten Gebieten, d. h. im Süden und Westen des Landes, lebt die Bevölkerung, was Hygiene, Ernährung und Unterkunft belangt, ebenfalls unter äußerst schwierigen

Bedingungen. In dieses Grenzgebiet strömen gleich einer wahren Sintflut täglich ungefähr 8000 Personen von Deutschland herein, um in ihre Heimat zurückzukehren. Alle diese Rückwanderer müssen desinfiziert, gekleidet, ernährt und verpflegt werden.

Genaue Verlustziffern anzugeben ist nicht leicht. Die polnischen Verluste entstanden durch entsetzlich verworrene Ereignisse, in deren Verlauf Hunderttausende von Menschen von einem Gebiet ins andere getrieben wurden, bis weit über die Landesgrenzen hinaus. Rund geschätzt hat die polnische Nation 6 Millionen Menschen verloren. In Warschau wurden allein während des berühmten Aufstandes von 1944 200 000 Einwohner, darunter 30 000 Kinder getötet. Noch heute liegen 150 000 Leichen unter den Trümmern der Stadt.

Es gibt unzählige verwaiste, kriegsverletzte, kranke und leidende Kinder, Frauen und Männer, die aus den Konzentrations- und Arbeitslagern zurückkehren, geschwächt, niedergeschlagen und entblößt von allem. Man sieht Schwerverletzte, Blinde, Verstümmelte, Irrsinnige, Greise, alle brauchen Hilfe, Pflege oder wenigstens Trost.

3,5 Millionen Kinder erlitten in ihrer frühesten Jugend fünf Jahre lang die Schrecken des Krieges und der Besetzung. 1 110 000 unter ihnen sind Waisen, 70 Prozent tuberkulös oder prätuberkulös. Menschlichkeit und Güte kannten sie kaum. Sie sahen und erlebten fast ausschließlich nur Gefühllosigkeit, Grausamkeit, Brutalität. Diese armen Kleinen sind nervös, unstet, leiden an Schlaflosigkeit und Angstzuständen. Sie sind aus der Bahn geworfen, verwahrlost, unglücklich. Als Kinder eines zutiefst erschütterten Landes haben sie niemals das Glück eines gesunden, geordneten Lebens gekannt, nie die Freuden eines Heims, den Schutz eines Vaters oder die Zärtlichkeit einer Mutter.

Die überarbeiteten, geschwächten oder durch den Aufenthalt in Lagern und Gefängnissen erschöpften Frauen schenken Wesen das Leben, deren Lebenskraft schon von Anfang an vermindert ist. Die Säuglingssterblichkeit beträgt 50 Prozent und das Gewicht der Neugeborenen liegt 30 Prozent unter dem normalen.

Das Problem der Tuberkulosebekämpfung ist eines der schwersten. Kürzliche Erhebungen des Ministeriums für Volksgesundheit haben ergeben, daß von Kindern unter 14 Jahren 84 Prozent tuberkulös sind. Unter den untersuchten Säuglingen weisen 50 Prozent bereits Tuberkulosesymptome auf. Die kranken Kinder leben größtenteils unter bejammernswerten Verhältnissen, verursacht durch den Mangel an Medikamenten, durch die Verunmöglichung, ihnen Kuren, Pflege und Behandlung angedeihen zu lassen, und durch die Zerstörung fast sämtlicher Spitäler und Sanatorien.

Das polnische Sanitätspersonal hat große Einbußen erlitten. Von 13 000 Aerzten vor dem Krieg gibt es heute noch 6000, d. h. pro 10 000 Einwohner zwei Aerzte (in der Schweiz 10,8). In ganz Polen verfügt man heute über 80 000 Krankenbetten, von denen 2000 für Kinder bestimmt sind. Das ist ungefähr alles, was von der Einrichtung der Spitäler übrig geblieben ist. Der Mangel an Bettzeug, an Wäsche und allen nötigen Requisiten ist ungeheuer. Die pharmazeutische Industrie des Landes liegt fast völlig brach.

Die großen Epidemien von Flecktyphus, Dysenterie und Diphterie konnten eingedämmt werden. Am Ende des vergangenen Jahres waren noch 2500 Fälle von Flecktyphus registriert. Die Mehrzahl dieser Krankheiten kommt aus den westlichen Teilen Polens, wo Massen von Rückwanderern eintreffen. In weniger als sechs Monaten sind drei Millionen Menschen in ihre Heimat zurückgekehrt und weitere zwei Millionen werden im Frühjahr erwartet. Außerdem wandern Massen von Bauern aus dem übervölkerten Osten nach dem schmachbevölkerten Westen des Landes. Durch diese Uebersiedlungen ist die Gefahr der Verschleppung von Seuchen und Epidemien ständig immens. Der Durchzug fremder Armeen in Polen brachte eine enorme Zunahme an Geschlechtskrankheiten mit sich.

Aus dem hier Erwähnten wird klar, daß die nächste Zukunft der polnischen Bevölkerung, trotz allen Bemühungen des Ministeriums für Volks-

gesundheit und Wiederaufbau sowie aller sozialen Hilfswerke, tragisch sein wird, wenn nicht bald genügend Hilfe vom Ausland kommt.

Das Wichtigste ist die Hilfe für die Kinder. In ganz Polen gibt es heute 7 060 000 Kinder und Jugendliche unter 16 Jahren, davon bedürfen mehr als drei Millionen sofort dringend Hilfe, wenn möglich durch Aufnahme in Spitälern, Heimen oder Familien. 5748 Waisen und Halbwaisen werden in Warschau betreut, sie sind in 154 Heimen und Erziehungsanstalten untergebracht. Diese Unterkunftsstätten sind aber teilweise zerstört und ausgeraubt; auch ist man nicht in der Lage, den Kindern die nötigen Kleider und unentbehrlichen Gebrauchsgegenstände zu geben. 1800 Kinder, deren Angehörige verloren gingen, wurden bei Familien aufgenommen. Eine Spezialabteilung des städtischen Hilfswerks überwacht ihre Erziehung und leistet einen, wenn auch bescheidenen, Hilfsbeitrag.

Man beabsichtigt in Polen die Wiedereröffnung der Schulen. Für verwahrloste Jugendliche, die noch nicht ganz der Anarchie verfallen sind, wären Lehrwerkstätten sehr wünschenswert. Eine Hilfe des Auslandes durch Errichtung solcher Lehrwerkstätten und ihre Ausrüstung mit Werkzeugen könnte für den moralischen und materiellen Wiederaufbau von unschätzbarem Wert sein. Polen hat einen großen Mangel an Handwerkern. Es werden Projekte ausgearbeitet, wonach die unterbrochene Schulung der 14-jährigen, die infolge des langjährigen Kriegszustandes keine Ausbildung erhalten konnten, wieder aufgenommen werden soll, um sie zu guten Handwerkern zu erziehen. Für diese Knaben und Mädchen sind Lehrwerkstätten nötig: für Schlosserei, Schreinerei, Schusterei, Weberei, Strickerei, Schneiderei, Druckerei, Buchbinderei und zur Anfertigung von Kinderspielzeug. Die Verwirklichung dieser Projekte ist verhindert durch den Mangel an geeigneten Räumlichkeiten, Werkzeugen und Instrumenten.

Auch die durch den Krieg alleinstehend gewordenen Mütter und die Mütter von außerehelichen Kindern sind sehr hilfsbedürftig. Es besteht ein dringender Bedarf an Kinderkrippen und -heimen zur Unterbringung von Kleinkindern solcher Mütter, da diese sonst nicht arbeiten gehn können und mit ihren Kindern Mangel leiden.

Die bisherige Hilfe, die die Schweizer Spende dem schwergeprüften und notleidenden polnischen Volk geben konnte, wurde durch die fast unüberwindlichen Transportschwierigkeiten außerordentlich erschwert und verzögert. Im Herbst 1945 konnte eine Medikamentensendung einem Konvoi mitgegeben werden, der vom Internationalen Roten Kreuz in Genf organisiert war und im September in Polen ankam. Im November gelang es durch Vermittlung der „Unrra" 45 polnische Waisenkinder von displaced persons in Deutschland für einen halbjährigen Erholungsaufenthalt in der Schweiz aufzunehmen. Die Hälfte dieser displaced children war unter zweieinhalb Jahren. Nach beendetem Aufenthalt sollen diese Kinder nach Polen zurückkehren. Anfang Dezember war es möglich, einem Zug mit polnischen Heimkehrern eine Sendung Textilien im Werte von 360,000 Fr. für die Bevölkerung von Warschau mitzugeben. Im Februar konnte ein Teil der in St. Margrethen lagernden Waren, 8000 Paar Schuhe sowie Medikamente im Werte von 500,000 Fr. durch einen Repatriierungszug mitgeschickt werden.

Die enge Zusammenarbeit der Schweizer Spende mit der „Unrra", dem Schwedischen Roten Kreuz und den polnischen Behörden ist als Koordinierung und Intensivierung der Hilfe für Polen gedacht. Das Hauptgewicht wird neben Textilien- und Medikamentensendungen auf die Kinderhilfe gelegt. Geplant ist eine Ferienstation in der Nähe von Warschau, in der im Jahr rund 4000 Kindern eine Verpflegung von je 6 Wochen zugute kommen kann. Das Personal soll sich aus Schweizern und zum größeren Teil aus polnischen Hilfskräften zusammensetzen. Außerdem prüft man das Projekt einer Aerztemission zur Untersuchung und Ausscheidung an Tuberkulosekranken. Ferner soll ein Höhenkurort instandgestellt und für tuberkulöse Kinder aufnahmebereit gemacht werden. Größere Sendungen von Sanitätsartikel sowie Aerzte- und tierärztliche Ausrüstungen sollen folgen.

Wohl führt Polen einen heroischen Kampf für den Wiederaufbau ihres so schwer zerstörten und von der Vernichtung heimgesuchten Landes, doch ohne Hilfe des Auslandes wäre der Erfolg begreiflicherweise erst in unabsehbarer Zeit möglich. In diesem Sinne sei dieses in all seiner Düsterkeit und seinem Elend authentische Bild der gegenwärtigen Lage in Polen vermittelt, das keine Täuschung darüber zuläßt, wie unendlich groß die Hilfebedürfnisse in den kriegsgeschädigten Ländern immer noch sind, und zu welchem weiteren Einsatz an Hilfsbereitschaft gerade wir in unserer verschonten Schweiz uns verpflichtet fühlen sollten. St.

Politisches und Anderes

Spannung überall

E. B. Am 25. März soll die nächste Sitzung des Sicherheitsrates der „Uno", diesmal in den Vereinigten Staaten, stattfinden. Neben internen organisatorischen Fragen stehen lediglich politische „Kleinigkeiten", wie z. B. das Aufnahmegesuch Albaniens, auf der Traktandenliste. Frankreich wünscht allerdings, daß über Spanien, d. h. über die Unhaltbarkeit der Franco-Regierung, beraten werden solle, was man aber von amerikanischer Seite unterbleiben sehen möchte.

Unterdessen gehen auf der großen Weltbühne im ernsten Spiele der hohen Politik Szene um Szene weiter. Das Motto heißt: Der Krieg ist aus, es lebe der Unfriede! Rußland zieht seine Truppen nicht, wie vereinbart war, aus der Mandschurei zurück und schafft so neue Schwierigkeiten für China; in Persien hat die Sowjetunion weitere Truppen in kriegsmäßiger Ausrüstung einmarschieren lassen, so daß die russische Absicht, dort dauernd Fuß zu fassen oder doch dauernden maßgebenden Einfluß zu gewinnen, offensichtlich ist; an die Türkei stellt Rußland Gebietsforderungen, die seine Mittelmeerpolitik deutlich machen und die Türkei in schwere Sorge bringen; in Griechenland, wo das Volk (unter britischem Militärschutz und unter Assistenz einer alliierten Kontrollkommission) seine Parlamentswahlen durchführen sollte, haben die extremen Linksparteien erklärt, diese Wahlen durch Nichtbeteiligung zu sabotieren; in Italien, das so sehr den endlichen Abschluß des Friedensvertrages nötig hätte, um in stabilerer Lage seine Wirtschaft aufzubauen, erregt die Frage die Gemüter, ob Triest zu Italien oder zu Jugoslawien (wie es das Letztere verlangt) kommen soll. Dies alles sind Symptome einer tiefer greifenden „Krankheit". Churchill hat in seiner großen Rede, die er in Fulton (USA.) gehalten hat, mit der ihm eigenen Prägnanz und Offenheit diese und andere Symptome in ihre großen Zusammenhänge gestellt, und, ungebunden durch diplomatische Rücksichten, als Privatmann, das düstere Bild der heutigen Weltlage gezeichnet, die bestimmt wird durch die Spannungen zwischen Rußland und den von ihm inspirierten extremen Linkskreisen und den „westlich", d. h. im Sinne der angelsächsischen Staatsauffassung orientierten Völkern. Churchill wirbt um eine britisch-amerikanische Allianz, damit die stark gewordene und ihrer Kraft bewußt gewordene Sowjetunion nicht in Versuchung komme, als Früchte des Krieges eine unbeschränkte Ausdehnung ihrer Macht und die Verbreitung ihrer Doktrin über alle Welt auszuüben."

Auf die kurz vorher vom englischen Außenminister an Rußland gemachte Offerte, den Freundschaftsvertrag zwischen den beiden Ländern statt auf 20 Jahre, auf 50 Jahre zu verlängern, steht die russische Antwort noch immer aus.

Dies alles sind nur Hinweise darauf, wie sehr die Wahrung des Friedens, und damit — im Zeitalter der Atombombe — die Existenz unserer Kultur davon abhängt, ob es gelinge, daß diese beiden Machtsphären in den so weiten Räumen der Welt ihren Raum finden mögen, ohne sich aneinander ständig zu reiben und dadurch sich schließlich aufzureiben.

Es geht auch so!

Eine Notiz der Zürcher Polizeidirektion gibt bekannt, daß bis anhin 200 Deutsche und 11 Italiener, z. T. mit Angehörigen aus Gründen der Säuberung von der Kantonsbehörde über die Grenze gestellt worden seien. Kommentarlos heißt es dann abschließend weiter (entnommen der „N. Z. Z."):

„Zwei weitere ausgewiesene deutsche Nationalsozialistinnen sind zwar am 25. Februar 1946 ausgereist, haben sich aber inzwischen in Deutschland mit zwei Schweizerbürgern verehelicht. Da sie damit das Schweizerbürgerrecht erworben haben, konnte ihnen die Wiedereinreise in die Schweiz nicht verwehrt werden. Ihr Gesuch um Erteilung der Bewilligung zur Heirat schon während des Ausweisungsverfahrens in der Schweiz war von den kantonalen Behörden abgewiesen worden. Die Verehelichung in Deutschland bedurfte keiner schweizerischen Bewilligung. Beweiskräftige Anhaltspunkte für das Vorliegen von bloßen Scheinehen fehlen, so daß der Entzug des

Jahre lang gewartet hatte. Es wurde ihr zu ihrem Unheil zu spät geschenkt und starb, gleich der Mutter, am Tage seiner Menschwerdung.

Lange trug Fritz Stark seine schwarze, traurig zipfelnde Krawatte. Die weiblichen Polypen Murtens griffen umsonst, sowohl in Ehren, als auch in Unehren, nach ihm. Er schüttelte sich und dachte mit Grauen an Melanies Ende, blieb ledig und vermachte sein Gut einer Heilanstalt in Bern.

Aber auch Onkel Otto durfte nicht zu jenen Auserwählten gehören, die bis zu ihrem Tode wenn auch nicht mehr glänzendes, so doch mildes Licht verbreiten. In trauriger Weise abwärtsgleitend, von Stufe zu Stufe an edlem Inhalt verlierend, verlief sein Leben. Den Verlust seiner Geliebten vermochte er nicht zu überwinden. Die Sehnsucht nach ihrer Zartheit, ihrem kostbaren Dasein, nach ihrer Schönheit, ihrer Liebe, und der quälende Gedanke, sie auf ihrem Sterbebette allein gelassen zu haben, nahmen ihm jede Ruhe und jagten ihn aus seiner Gelehrtenstube, von seinen Forschungen, aus seinem Beruf, zuletzt aus Selbstachtung und Befriedigung in ein unstetes, zerrissenes Leben. Das Suchen nach Liebe gab er auf und nahm mit Ersatz vorlieb. Die schmerzende Erinnerung an die vollendete Frau, die neben ihm gelebt, verblaßte, und er genoß an Freuden, was sich ihm bot, damit sich selbst und sein Wünsche entwerteten. Er verließ Indien und ließ sich in London nieder, wo er sich ziellos, zuerst unter den Gelehrten, bald unter den Genießenden herumtrieb. Eines Tages fiel er auf der Straße, und dieser Sturz war der Anlaß, daß die längst in ihm brütende Krankheit über ihn herfiel. Er verblödete.

Seine letzten Lebensjahre verbrachte er in der Nähe unserer Eltern, unter der Obhut zweier alten Frauen, die ihn mit Geduld und Mitleiden betreuten. Das letztemal, als mein Vater ihn besuchte, saß er auf der Erde, jämmerlich mager geworden, mit leblosen entzündeten Augen und wusch das Elfenbeinbild, das er in jenen Tagen der Trauer seinem Bruder und seiner Schwägerin gezeigt. Er wusch es und freute sich, daß es sauber werde, daß alle Flecke durch die Seife weggewaschen wurden. „Viel Flecke", sagte er zu meinem Vater aufsehend. „Viel Flecke hat die Frau. Ich kenne sie gut. Aber sie kommt nicht zu mir." Dann weinte er und wusch wiederum das Bild.

So endete der vielbewunderte, in Kalkutta hochverehrte und so vornehm denkende Mann. Wie würde sich sein Leben entwickelt haben, hätte der Tod sich nicht zwischen ihn und diejenige gestellt, die seinen Tagen Glück und Glanz schenkte? Würde nicht ein großes Keimen, Werden und Entdecken angehoben haben, wäre nicht aufgestanden, was in ihm noch schlief, und was der Tod grausam verschüttet? Darf er, der an der ersten Ursache seines Zerfalls unschuldig war, freigesprochen werden? Trotzdem er freiwillig und ohne äußern Zwang sein Leben verpfuschte? Was heißt aber: Freiwillig? Und was ist Schuld?

*

Gut, daß die Sankt Petersinsel ganz und gar in der Sonne lag. Gut, daß die Schatten der Ereignisse, die unsere Freunde bedrohten, noch weit hinter den blauen Bergen lagen, daß Leid und Schmerz, die über unsere Eltern, über uns kommen sollten, dämmernd schliefen, gut, daß die Ahnung von Kommendem noch keine Stimme hatte und daß unser Jubel, unser Frohsinn den Schmerz um Verlorenes übertönte.

Wir Kinder waren wohl die einzig ganz Glücklichen, ganz Sorglosen, ganz uns Hingebenden und Genießenden, längst waren wir gesund geworden, längst durften wir im See baden, hineinspringen in die seidene, glitzernde Flut, durften wir die runden, roten Pfläumchen auffangen, die von dem Baum, der am Wasserstand, herunterfielen und aufklatschend verschwanden, wenn wir nicht rasch genug waren. O herrlich, das Baden im See mit Tante Lisette zusammen, die wie ein Fisch herumschwamm, und sich von uns bespritzen ließ und dazu lachte, lachte und laut schrie, wenn wir es mit dem Spritzen zu bunt trieben. Aber immer mochte sie nicht lachen. Alle Tage lief sie zur Landungsstelle, wenn die Post kam, und fragte mit ihrer sübernen hohen Stimme: „Ist kein Brief für mich gekommen?" Manchmal kam einer, manchmal nicht, und dann wurde ihr Gesichtlein betrübt und blaß. Die großen Leute sind so merkwürdig. Man begreift sie nie. Statt daß Lisette froh gewesen wäre, daß kein Brief kam und sie nicht zu antworten brauchte, wurde sie traurig. Ich fragte sie, warum sie sich denn so sehr auf einen Brief freue, aber sie antwortete nicht und wurde nur rot. Das gefiel mir und ich versuchte es auch, rot zu werden, aber es gelang mir nicht.

Eines Tages kam endlich ein Brief. Tante Lisette lachte und sprang unserer Mutter entgegen und rief: „Schwester, Schwester, ich glaube, das Glück kommt zu mir." Sie lief ins Haus und zog ihr neues Kleid an, das mit dem Zuavenjäckchen und den Spitzenärmeln, und am Nachmittag ging sie gleich nach Tisch fort und hinunter zum See. Klaus und ich sahen sie jemand winken, der in einem Schifflein gefahren kam u.d ein weißes Tuch in der Luft flattern ließ. Und als wir alle beim Bierubrkaffee saßen, kam sie plötzlich mit einem fremden Herrn zur Türe herein, und der war ihr Bräutigam geworden. Sie kümmerte sich wenig mehr um uns und ging den ganzen Nachmittag mit dem neuen Onkel spazieren. Onkel Otto sagte, daß wir nun mit ihm vorlieb nehmen müßten, denn die Lisette hätte nun keine Zeit mehr für uns.

Alle Leute auf der Insel wünschten Lisette Glück, denn sie wollte den Herrn, den sie noch gar nicht kannte, heiraten. Die Wirtin sagte zu uns: „Eben ist er bei der verehrten Frau Großmutter und bittet um die Hand ihrer Tochter Lisette." „Was will er damit," fragte Klaus.

Wir gingen hin und fragten den neuen Onkel, was er mit Lisettes Hand wolle. Er bog sich zu uns herab, denn er war sehr lang und sagte: „Nun wird eure Tante Lisette meine Lisette. Gebt ihr mir sie gerne?" „Nein", sagte ich, „weil man gar nicht merkt, daß du Freude an ihr hast. Du machst so dicke Runzeln." Dann weinte ich, denn es tat mir weh, daß er uns Lisette nahm. Klaus sagte vor der Türe: „Wart nur, bis ich groß bin, dann nehme ich sie ihm wieder."

Die großen Leute freuten sich alle, und Lisette ging am Arme des Onkels Alfons spazieren und trank ein und aß Kuchen, und alle Leute wünschten Lisette Glück. Es scheint, daß man sehr viel Glück braucht, wenn man heiratet.

Die Sonne freute sich auch, denn sie schien und schien und erst als der Onkel Alfons Lisette mitnahm, um sie seiner Mutter zu zeigen, erst da fing sie an, unter dunkle Wolken zu schlüpfen und zu verschwinden. Es fing an zu stürmen und zu toben und die Pappeln bogen sich weit hinunter und duckten sich und schüttelten sich, und wehrten sich gegen den Wind und kehrten sich nicht an sein Heulen. Und der See wurde dunkel und grau, und weißer Schaum lag darauf und schaukelte sich auf dem Wasser, spritzte hoch gegen die Ufersteine.

neuerworbenen Schweizerbürgerrechts nicht möglich scheint."

Welch schöne Perspektive tut sich auf: Ausländerinnen werden wegen antischweizerischem Handeln ausgewiesen, ihre Heirat mit einem Schweizer wird verhindert... dann hat der schweizerische Bräutigam nur flugs der Ausgewiesenen ins Ausland nachzureisen und sich (dafür hat er offenbar seine Papiere bekommen) draußen mit ihr zu verehelichen, und schon kommen Herr und Frau Eidgenosse anstandslos wieder „heim in d'Schweiz". Nein, das Scheinehe-Verbot kann da gewiß nicht in Kraft treten, viel eher darf wohl erwartet werden, daß künftige kleine Schweizerkinder in diesen beiden Familien eine besonders gute demokratische Erziehung zu erwarten haben! Wäre in solchem Falle die Karenzzeit für die neu eingeheiratete Schweizerin, die z. Zt. bei Anlaß einer Frauenstimmrechtsdebatte in Basel im Rat gewünscht wurde, nicht ganz besonders nötig? Immer noch müssen gute Schweizerinnen ihr angestammtes und geliebtes Bürgerrecht aufgeben, wenn sie einen Ausländer heiraten, immer noch ist andrerseits ein solches Ergattern des schweizerischen Bürgerbriefes möglich. Sollte da wirklich keine Gesetzgebung Remedur schaffen können?

Für die Volksumfrage 1946

In weiten Kreisen wird der Wert dieser Umfrage angezweifelt. Bestimmt wird hier erst der Erfolg oder Nichterfolg uns eine zutreffende Antwort geben können. Wenn man das pro und contra einmal gründlich abwägt, wird man freilich zugeben müssen, daß die Details dieser Umfrage auch anders hätten gestaltet werden können.

Nur muß man bedenken, daß dies der erste derartig umfassende Versuch in unserem Lande ist, und daß man folglich nicht verlangen kann, er müsse nun auch sofort zur Zufriedenheit Aller ausfallen.

Was andere Länder in Form eines Gallup-Institutes bereits haben, fehlt uns bisher, aber vielleicht ist diese Umfrage ein erster Schritt zur Begründung eines solchen in unserem Lande.

Wie man sich zu den einzelnen Fragen stellt, so ist doch nicht zu verkennen, daß sie richtigerweise alle grundsätzlicher Natur sind. Sicher werden diejenigen unter uns, die sich die Mühe nehmen, auf den Appell zu reagieren, dadurch gezwungen, ihre grundsätzliche Einstellung zu den angeschnittenen politischen Fragen einmal unter die Lupe zu nehmen. Es wird dies keineswegs einfach sein, will man die Angelegenheit wirklich ernsthaft behandeln.

Die Frage des Frauenstimmrechtes wird auf jeden Fall keine großen Ansprüche an den Denkapparat des Schweizerbürgerrechts mehr stellen, da sie ohnehin überall zur Debatte steht. Es ist aber wohl ein taktischer Grund, der die Initianten bewog, die leichteste Frage an den Beginn zu stellen.

Die letzte Frage aber ist eigentlich eine erste Frage. Es gibt hier nur ein Ja oder Nein. Wichtig ist hierbei jedoch, daß durch die Frage jeder Einzelne sich wieder einmal bewußt wird, daß Politik eben doch im Namen Gottes getrieben werden sollte, was nicht immer der Fall ist. Dieser Einführungssatz in die Bundesverfassung gibt unserem demokratischen Staatsbegriff die ethische Weihe, und wenn wir nun daran gehen, neue Wege zu suchen, so sollen wir nicht vergessen, daß uns der Satz: „Im Namen Gottes des Allmächtigen..." Wegleitung sein muß für die Zukunft, daß er uns zum Begriff werden muß, der unser Wollen und Tun bestimmt.

Wir erhalten Gelegenheit mit den 50 uns zur Verfügung stehenden Worten den Gedankengang des erwähnten Satzes noch zu intensivieren, indem wir z. B. darauf hinweisen, daß ohne fühlbare Gesinnungsänderung auch unsere Einstellung zur Politik kaum eine andere werden kann. Die Weltgesinnung ist leider nicht im gleichen Masse besser geworden, als die Zivilisation fortgeschritten ist. Man möchte sogar sagen: Im Gegenteil!

Der Mangel an Vertrauen, welcher heute nicht nur in unserem Lande, sondern in der ganzen Welt eine so große Rolle spielt, kann gar nicht ausgetilgt werden, ohne daß wir uns gegenseitig wirklich zu überzeugen vermögen, daß wir eine anständige Gesinnung haben, und nicht die Ausnützung einer Machtstellung oder die Uebervorteilung des andern im Schilde führen.

Haben wir uns alle einmal zu der Erkenntnis durchgerungen, daß wir unserem Nächsten vertrauen können, dann braucht es vielleicht auch keinen so großen staatlichen Einfluß mehr auf unsere Wirtschaft; denn er dient ja vornehmlich dazu, zu verhindern, daß der Eigennutz überborde, daß der Schwache zu wenig berücksichtigt wird. Dies alles tut der Staat nur darum, weil im heutigen Stadium der Weltgeschichte das Verantwortungsbewußtsein des Einzelnen und die allgemeine Gesinnung nicht anders als über das Gesetz der Ganzheit nutzbar gemacht werden kann. (Meinen viele. Red.)

Ebenfalls eine gewisse Vertrauensfrage ist die Abhängigkeit der Kantone vom Bund. Sicher ist, daß wenn es uns nicht gelingt, der Souveränität der Kantone wieder größere Bedeutung zukommen zu lassen, wir Gefahr laufen, uns von unseren traditionellen, demokratischen Grundsätzen zu entfernen.

Auch die Frage der militärischen Landesverteidigung ist neben ihrem grundsätzlichen Typus eine solche des Vertrauens: und zwar, sowohl des Vertrauens in unsere eigene Abwehrbereitschaft und deren Fähigkeit als auch des Vertrauens gegenüber der ganzen Welt. Und im Anschluß daran gehört dann eben auch diejenige unserer Neutralität auf die Liste, die schließlich früher oder später vor das Volk gebracht werden muß. Daher ist es nur zu begrüßen, wenn in den Familien unseres Landes jetzt schon darüber gesprochen wird.

Ziehen wir nun das Resumé der allgemeinen Volksfrage, so dürfen wir doch konstatieren, daß folgende Motive das Unternehmen kennzeichnen:

1. Der Charakter der Grundsätzlichkeit dieser Fragen
2. Das Moment des Vertrauens.

Stellen wir zum Schluß noch fest, daß unserem Volk hier nun eine günstige Gelegenheit geboten wird, um zu beweisen, daß es mit Freude und Stolz am Bau unseres Schweizerhauses arbeitet, dann darf die Idee der Umfrage auch in ihrer jetzigen Form zweifellos bejaht werden

Die Stimmbeteiligung anläßlich unserer Wahlen und Abstimmungen stellen diese Freude und den Stolz auf das aktive Bürgerrecht ja leider hier und da in Frage. Wenn sich dann noch Mitarbeiter fänden, die ihre Kräfte und Ideen zur Verfügung stellen möchten, und diese Mitarbeiter sind zufällig Frauen, dann nützt aller gute Wille nichts, weil die Grundlage für die Uebernahme solcher Aufgaben durch die Frauen gesetzlich noch nicht existiert.

Bei dieser Volksumfrage sind nun endlich auch wir einmal aufgerufen worden, und darum wollen wir versuchen, unseren Teil zu ihrem Gelingen beizutragen.

Hilde Custer-Oczeret

riri
gute Reissverschlüsse

Der „Wasserguller" schwimme herum, sagte Andres, und suche sich eine Braut, und ehe er die nicht gefunden, würde der See nicht zur Ruhe kommen. Am nächsten Morgen lag die größte Pappel erschlagen am Boden, so wie der Goliath, als David ihn gefällt hatte. Es tat uns sehr leid um sie. Ganz leise zitterten ihr die Blätter, und der Baum ächzte im Wind. Die kleinen, bunten Schiffe tanzten immerfort auf und ab, und die Ketten klirrten, als wären die Boote Gefangene und quälten sich um ihre Freiheit. Weit hinaus sah man kein Schiff, alles war öde und grau, und Land und Berge verschwanden im Nebel. So traurig war das Wasser, und die Insel und die Bäume. Und auch wir waren traurig. Nicht nur weil Tante Lisette fort war, aber weil sie mit diesem neuen Onkel gehen wollte, den wir nicht lieb haben konnten.

Bald mußten wir fort, unsere Zeit war um. In einem großen Schiff fuhren wir über den See und weinten. Wir ließen unsere Tränen in das Wasser fallen, daß sie kleine Ringe bildeten, die ineinandergriffen und sich gegenseitig verdrängten. Das tröstete uns. Da aber die Wellen immer noch stark auf und ab schaukelten, wurde uns bange. Wenn der „Wasserguller" käme! Wenn er sich eben jetzt eine Braut holen wollte? Wenn er unsere Mutter haben wollte? Ich schlug vor, man könnte vielleicht die Frau Melanie gleich ins Wasser schmeißen, dann brauchte er nicht weiter zu suchen. Aber Klaus sagte, der „Guller" hätte keine Freude an ihr und würde sie gleich wieder ausspeien. So fuhren wir weiter, ängstlich aneinandergedrückt.

So schön, wie es auf der Petersinsel gewesen, so schön würde es nie mehr sein im Leben, dachte ich. Und Klaus dachte dasselbe, ich weiß es.

Ein gesegnetes Frauenleben

Am 15. Februar ging ein Frauenleben zu Ende, von dem man wohl sagen darf: Ich will dich segnen und du sollst ein Segen sein. Denn reicher Segen strömte von Frau Verwalter Bürki in Heiligenschwendi aus auf ihre Nächsten, die große Anstaltsfamilie und alle, die mit ihr in Berührung kamen. Fast 35 Jahre lang wirkte sie in der bernischen Heilstätte und erlebte mit ihr die große Entwicklung, welche diese Anstalt in dieser Zeit nahm. Ihre reichen Geistesgaben befähigten sie, der großen Aufgabe vollauf gerecht zu werden. Sie beherrschte die Buchhaltung ebenso gut wie die reichverzweigten Hausgeschäfte. Küche, Lingerie, Wäsche und Vorratshaltung. Immer war sie bestrebt, Neuerungen einzuführen, die für die Patienten oder die Angestellten Erleichterung brachten, auch wenn ihr selbst dadurch eine Mehrarbeit erwuchs. Denn das war ein Hauptcharakterzug der lieben Verstorbenen, immer für die andern zu sorgen, nie an sich selbst zu denken. Unter ihren Händen, in der Arbeit aufs innigste mit ihrem gleichgesinnten Mann verbunden, wurde Heiligenschwendi bald zur Musteranstalt. Das Wohl der Kranken stand dem Verwalterpaar obenan, und es bedeutete für Frau Bürki einen großen Schmerz, als die stets größer werdenden Anforderungen ihre Kräfte so beanspruchten, daß sie sich dem einzelnen Kranken nicht mehr in dem Maße widmen konnte, wie es ihr warmes Herz wünschte. Den Kranken Freude zu machen, für sie Feste zu veranstalten, war ihr Bedürfnis. Mit welcher Liebe stellte sie die Weihnachtspäckli zusammen, nach Möglichkeit jedem seine persönlichen Wünsche und Bedürfnisse berücksichtigend. Neben der großen Arbeitslast fand Frau Bürki aber stets noch Zeit, sich um das kleine und große Weltgeschehen zu kümmern. Wie litt sie unter den traurigen Kriegszeiten, dem Unfrieden der Welt!

Die Frauen der Gemeinde Heiligenschwendi betrauern in Frau Verwalter Bürki die langjährige Präsidentin des Frauenkomitees und die Gründerin des Hilfsvereins, der während der Kriegszeit so viel Gutes wirkte und die Frauen in ihren gemeinnützigen Bestrebungen einte.

Trotz einer schweren Operation, der sich Frau Verwalter Bürki vor mehr als zwei Jahren unterziehen mußte, und obgleich sie wußte, daß diese ihr keine Heilung gebracht hatte, blieb sie auf ihrem Posten, bis sie sich zu einer zweiten Operation entschließen mußte, von der sie sich nicht mehr erholte. Ihre große Tapferkeit, die ihr Leiden auch vor den Nächsten verheimlichte, war getragen von einem tiefen Gottesglauben, der ihr Kraft gab, aufrecht und standhaft zu sterben, wie sie gelebt hatte. Ein reiches, in seiner Bescheidenheit und Tapferkeit vorbildliches Leben ist mit Frau Bürki dahingegangen. Groß ist die Trauer, aber viele werden es jetzt noch erfahren dürfen: Du sollst ein Segen sein. (Eingesandt.)

Der freie Nachmittag

In der Stadt Zürich haben verschiedene große, praktisch eigentlich alle, Lebensmittelgeschäfte beschlossen vom 15. Februar an ihrem Personal den bezahlten freien Nachmittag pro Woche zu geben.

Wir Frauen begrüßen gewiß alle aus vollem Herzen, daß dem Personal diese schon langerwünschte und notwendige Entspannung gewährt wird, besonders nach den für das gesamte Ladenpersonal so anstrengenden Kriegsjahren.

Aber — es gibt ein großes Aber, und zwar in organisatorischer Hinsicht. In Zürich sind die Geschäfte sozusagen alle über die Mittagszeit geschlossen und schließen punkt 18.30 Uhr am Abend. Nun ist aber Zürich eine Großstadt, eine Stadt mit großen Distanzen, und wer um 12 oder 18 Uhr die Arbeit verläßt, hat in der knappen halben Stunde nicht mehr viel Zeit um Besorgungen zu machen. Im Winter ist dies vor 8 Uhr morgens auch nicht möglich. Außerdem hat Zürich einen außerordentlich großen Zuzug von auswärts, Männer und Frauen, die einfach darauf angewiesen sind, einen großen Teil ihrer Besorgungen in Zürich zu machen, aus dem einfachen Grunde, weil bei ihrer Heimkehr mit der Bahn am Wohnort die Geschäfte auch schon geschlossen sind Wie ständig über diese Zustände geklagt wird, das geht auf keine Kuhhaut, wie es so schön heißt im Zürcher Dialekt!

Und nun gibt es am Mittwochnachmittag in Zürich überhaupt allgemein keine Einkaufsmöglichkeit mehr für den Haushalt. ausgerechnet an dem Tag, wo man die Kinder zum „Posten" verwenden könnte. Bei aller Freude, die man in weiten Kreisen über der Neuerung für das Personal empfindet, macht sich doch langsam eine große Verbitterung breit, daß man in den für diese Reformen verantwortlichen Kreisen einfach glaubt, immer und überall alles auf den Kunden abladen zu können. Es muß ausdrücklich gesagt sein, es handelt sich nicht in erster Linie um die Bloß-Hausfrauen, die sich ja noch einigermaßen mit ihrer Zeit einteilen können, so sehr auch sie durch alle Kriegsmaßnahmen ermüdet und gehemmt worden sind. Aber es handelt sich um die Tausende von Berufstätigen, Männern und Frauen, die in Zürich nachgerade nicht mehr wissen, wann sie an Wohntagen innerhalb der Freizeit eine Kommission machen sollen und können.

Es gab einmal eine Zeit, wo am gleichen Tag alle Konditoreien geschlossen waren in den Städten, und man hat diesen Nonsens revidiert. Es ist zu hoffen, daß der wirtschaftlich noch viel größere Nonsens, alle Lebensmittelläden am gleichen Nachmittag zu schließen, ebenfalls revidiert und eine auch auf die Bedürfnisse einer riesengroßen, an Arbeitsstunden gebundene Käuferschaft Rücksicht nehmende Regelung gefunden werde. Daß diese Aeußerungen nicht irgend einem Mangel an Verständnis für die Bedürfnisse des Ladenpersonals entspringen, beweist der Umstand, daß an dieser Stelle immer und immer wieder auf die enormen Leistungen aller dieser Angestellten während des Krieges hingewiesen und der Dankbarkeit der Hausfrauen Ausdruck gegeben worden ist.

Aufgaben und Organisation der Gemeinde

Die Eröffnung einer Berner Vortragsreihe: „Die Stellung der Frau im öffentlichen Leben" erfolgte durch a. Nationalrat Dr. Guido Müller, Stadtpräsident von Biel. Es ist sehr zu begrüßen, daß sich der Referent die Aufgabe stellte, den zahlreich erschienenen Frauen den Aufbau und die Organisation einer Gemeinde darzulegen. Wer unser Staatswesen kennen will — jeder Schweizer (gemäß Bundesverfassung versteht man darunter auch die Schweizerin) sollte und wer mitzureden wünscht, muß es kennen — hat sich zuerst mit der Gemeinde auseinanderzusetzen. Sie ist das „Probierfeld" für eidgenössische Angelegenheiten, denn man kann vernünftigerweise annehmen, daß diejenigen Geschäfte, die sich in der Gemeinde bewährt haben, sich auch auf eidgenössischem Boden bewähren werden.

Die Ausführungen des Referenten können kurz folgendermaßen zusammengefaßt werden: Die Gemeinde ist ein dienendes Glied im Kanton, der Kanton wiederum ein dienendes Glied in der Eidgenossenschaft. Das unterste Glied, die Gemeinde, kann als politische Erziehungsanstalt, als Schule der Demokratie gelten. Die Gemeindeaufgaben sind in zwei Gruppen zu zerlegen, in die Gruppe der obligatorischen, also der Pflichtaufgaben und in jene der freiwilligen Aufgaben. Als Pflichtaufgaben, die der Gemeinde vom Staat übertragen sind und deren Erfüllung erzwungen werden kann, sind zu nennen: das Wirken der Ortspolizei, der Ausbau und das Funktionieren der Armenfürsorge, des Vormundschaftswesens, des Schulwesens, der Bauverwaltung, der Finanz- und Steuerverwaltung. Unter den freiwilligen Aufgaben nennt der Referent die Bodenpolitik der Gemeinde — die Gemeinde hat für ihre Selbsterhaltung zu sorgen — und vor allem den Dienst der sozialen Wohlfahrt.

Zur Erfüllung ihrer Aufgaben bedarf die Gemeinde einer zweckmäßigen Organisation. Während nun z. B. in einem Verein das oberste Organ die Generalversammlung ist, ist es in der Gemeinde die Gemeindeversammlung, dem Vorstand eines Vereins dagegen entspricht der Gemeinderat. Die Gemeindeversammlung erläßt die bindenden Vorschriften, der Gemeinderat führt sie aus (es ist zu beachten, daß die Namen der die Vorschriften erlassenden und der sie ausführenden Behörden in anderen Kantonen andere sein können, meist wird es jedoch so sein, wie bei den hier genannten bernischen Gemeinden). In großen Stadtgemeinden kann nun die ausführende Behörde ihre Aufgabe nur dadurch erfüllen, daß sie Kommissionen einsetzt, die bestimmte Angelegenheiten selbständig erledigen. Es sind dies Schulkommissionen, Fürsorgekommissionen usw., also Kommissionen, in welchen die Mitarbeit der Frau sehr am Platze wäre. Der Referent führt zum Schluß aus, daß es sehr schwer fällt, solche Stellen mit Frauen zu besetzen, da immer genügend männliche Bewerber vorhanden seien. Nur das Stimmrecht der Frau könnte hier Abhilfe schaffen.

Nach dem interessanten Vortrag von Dr. Guido Müller sprach Fräulein Therese Grütter, Sekundarlehrerin in Thun. Sie hat sich die Mühe genommen, die vom Gemeinderat der Stadt Thun im letzten Jahre erledigten Geschäfte daraufhin zu untersuchen, ob sie auch von Frauen erledigt werden könnten. Es handelt sich um den Bau von Wohnhäusern, um Aufgaben aus dem Bereiche des Schulwesens, der Armenfürsorge usw., also um Angelegenheiten, die der Frau sehr nahe liegen und die sie wohl auch ausführen könnte. Fräulein Grütter schloß ihren launigen Vortrag mit dem Goethewort: Es wächst der Mensch mit seinen höhern Pflichten. -chi-

Der Lyceumclub Athen dankt

Es war für den Schweizerischen Lyceumclub eine Genugtuung, während der bitteren Kriegsjahre den Schwesternclubs im bedrängten Ausland helfende Hand bieten zu können, wenn diese Hand auch nur sehr wenig zu bieten hatte, gegenüber der unabsehbaren Not. Durch Sammlungen unter seinen Mitgliedern konnte er nach Finnland, Holland, Griechenland Kleider und Lebensmittel schicken. In Griechenland konnte durch eine

Hotel Augustinerhof
St. Peterstraße 8 ZÜRICH Tel. 57722
Zentrale Lage
Ruhiges, angenehmes Haus
Behagliche Räume
Gepflegte Küche
Leitung: Schweizer Verband Volksdienst

— dank der Energie und Gewandtheit der Zentralpräsidentin, Frau Sprecher-Robert — sehr rasche Aktion zahlreichen Kindern das Leben gerettet werden.

Der Lyceumclub Athen dankt in schönster Weise dem Schweizerclub. Eine Abendveranstaltung versammelte am 12. Januar 1946 Mitglieder des Clubs, Vertreter der Schweizer Regierung und der Schweizer Kolonie. Mme. Triantaphyllides, die Präsidentin, fand ergreifende Worte des Dankes und überreichte dem Schweiz. Geschäftsträger zu Handen des Schweiz. Lyceumclubs eine sehr schöne silberne Medaille, deren eine Seite den Kopf der Pallas Athene, deren andere Seite die Inschrift „Le Lyceum grec au Lyceum de Suisse, Souvenir reconnaissant 1941—1944" trägt.

Dieses prächtige Dankgeschenk erfüllt unseren Lyceumclub mit Freude und Stolz und wird eine Erinnerung bleiben an die historischen Jahre 1941 bis 1944.

M. P.-U.

Veranstaltungen

Zürich: Lyceumclub. Rämistr. 26. Montag, den 18. März, 17 Uhr: Musiksektion. Musik aus der Zeit der Romantik. Mendelssohn, Schubert, Schumann. Ausführende: Nina Rüesch, Professor Walter Rehberg. Eintritt Fr. 1.50.

Bern: Frauenstimmrechtsverein. Mittwoch, den 20. März, 20 Uhr, im großen Saal von Gfeller-Rindlisbacher, veranstaltet die Sektion Bern der Internationalen Frauenliga für Frieden und Freiheit einen sehr interessanten Abend mit einem Vortrag über: Soll die Schweiz den Vereinigten Nationen beitreten? Gehalten von Herrn Nationalrat Schümperli, Sekundarlehrer, Romanshorn. Da der Frauenstimmrechtsverein Bern sich an dieser Veranstaltung beteiligt, möchten wir unsere Mitglieder und ihre Freunde herzlich einladen, sich über dieses aktuelle Thema von kompetenter Seite orientieren zu lassen.

Ende April findet unsere Jahresversammlung statt. Wir bitten Sie, eventuelle Anträge und Vorschläge bis zum 1. April einzureichen.

Basel: Frauenzentrale beider Basel. 20. Jahresversammlung Mittwoch, den 20. März 1946, 14.30 Uhr, im großen Saal der Schmiedenzunft. Gerbergasse 24, Tramhaltestelle: Post. Traktanden: Jahresberichte von Baselstadt und Baselland. Jahresrechnung von Baselstadt. Jahresrechnung vom „Neuen Singer". Wahlen für Baselstadt. Unser Berufskurs für Anstaltsgehilfinnen. Schülerinnen berichten aus ihrem Praktikum. Frau Leu aus Klosterfiechten spricht über: Hausmutter und Praktikantin. Mitteilungen. Laut Statuten hat jeder Verein die Pflicht, zwei stimmberechtigte Delegierte abzuordnen. Wünsche, Wahlvorschläge, Anregungen und Anträge sollen bis spätestens bis zum 15. März bei der Präsidentin eingereicht werden.

Radiosendungen für die Frauen

sr. Eine „Müttersstunde", gehalten von Marie von Greyerz, steht Montag, den 18. März um 13.30 Uhr unter dem Motto „Heile, heile Säge..." auf dem Programm. Die einzelnen Kapitel der Sendung „Rotiers und probiers"., die Donnerstag, den 21. März, um 13.30 Uhr vermittelt wird, lauten: „Gerüche in Schränken und Küchenkästen". — „Wie behandelt man Flecken von Säuren?" — „Die Süßigkeit". Die „Frauenstunde" wird Freitag, den 22. März, um 17.45 Uhr einer Uebertragung aus der „Pro Radio"-Ausstellung in St. Gallen gewidmet. Das zu behandelnde Thema heißt: „Nachklänge zur St. Galler Moderevue"

Redaktion
Frau El. Snyder v. Goumoëns, St. Georgenstr. 68, Winterthur, Tel. 2 68 69.
Verlag
Genossenschaft Schweizer Frauenblatt: Präsidentin Dr. med. h. c. Else Züblin-Spiller, Kilchberg (Zürich)

TROCK AG
ZÜRICH
LÖWENSTRASSE 54

Institut MINERVA
Zürich
Vorbereitung auf Universität
Eidg. Techn. Hochschule
Handelsabteilung
Arztgehilfinnenkurs

Silberpolitur
Werno-Silb
Poli-Argent
Das ideale Silberpflegemittel
Fr. 1.50, 3.50, 6.-
ohne Wust.
In Drogerien und Haushaltgeschäften erhältlich. Hersteller: Chem. techn. Laboratorium der Drogerie Wernle & Co. AG. Zürich

Unmöglich!

daß es noch Haushaltungen gibt ohne

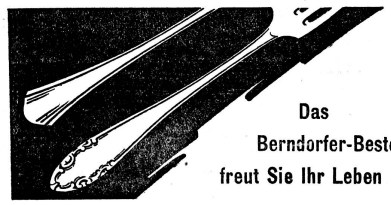
Dampfkochtopf „Securo"

Damit kochen Sie zehnmal schneller.
Wir liefern ab Lager!

SCHWABENLAND & CIE A.G. ZÜRICH
Nüschelerstr. 44 Tel. 25 37 40

Manchmal kann man es fast nicht glauben,

dass man heute nach der ersten Tasse Tobler-Cacao ohne Scheu noch eine zweite, dritte oder vierte einschenken kann! Wenn erst Chocoladeessen wieder frei ist . . . da fühlt man sich mit einer großen Toblerone wie im Paradies. Hoffen wir, es werde nicht mehr lange dauern. Bis dahin trinken wir eifrig die doppelte Portion Tobler-Cacao als Ausgleich und im übrigen wollen wir die Tobler-Qualitätsprodukte dankbar und freudig geniessen, roh, daß es etwas so Gutes gibt. Beim Einkauf achten wir genau darauf, daß das gelbe Cacao-Päckli die Tobler-Plombe trägt, und die Toblerone erkennen wir am weltbekannten Dreieck.



Das
Berndorfer-Besteck
freut Sie Ihr Leben lang!

J. Leutert
Spezialitäten in Fleisch- und Wurstwaren

Metzgerei Charcuterie
Zürich 1
Schützengasse 7
Telephon 23 47 70

Filiale Bahnhofplatz 7
Telephon 27 48 88

SCHAFFHAUSER WOLLE

Ertragreich sei Ihr Garten und schmuck zugleich

Gewiss bedarf es nach wie vor ertragreicher Gemüsebeete. Aber gleichwohl soll Ihr Garten durch farbenklingende Schönheit vermehrter Blumenbeete das alte Friedensgepräge erhalten. Vermehrter Blumenschmuck bedeutet nicht zuletzt gesteigerte Gartenfreude. Und diese Gartenfreude ist heute umso größer, da man weiß, daß mit Samen von SAMEN-MÜLLER in Gemüse- und Blumenbeeten ein voller Erfolg erzielt wird. – Unser praktischer „Leitfaden zur Gemüse- und Blumenzucht" leistet Ihnen treffliche Dienste: 40 Seiten stark, vollständig neu bearbeitet, reich illustriert, enthält Saatkalender, genaue Kulturanleitungen, ein Samenverzeichnis und viele neue Winke. Verlangen Sie ihn bitte. Er wird Ihnen sofort gratis zugestellt.

SAMEN-MULLER
ZÜRICH Weinplatz 3
Schweiz. Kontrollfirma Tel. (051) 25 68 50

TROCK AG
ROCKRUNDER, BÜGELKISSEN
STOFFBÜSTEN
ZÜRICH, LÖWENSTR. 54

Daheim Bern Zeughausgasse 13
Alkoholfrei geführtes Haus. Gute Küche
Preiswerte Mahlzeiten. Freundl. Hotelzimmer. Sitzungszimmer. Tel. 2 49 29

Jelmoli

GRAND MAGASINS JELMOLI S.A. ZÜRICH

DRUCK-ARBEITEN
liefert vorteilhaft und gewissenhaft
Buchdruckerei Winterthur A.G.

TROCK AG
Schnittmuster
ZÜRICH, LÖWENSTR. 54

Boutique Valaisanne
Kunstgewerbliche Artikel
und elektrische Beleuchtungskörper
in Holz, Schmiedeisen und Keramik
Storchengasse 15, Zürich, Tel. 27 97 50

Das Vertrauenshaus für
BETT-
TISCH- und
KÜCHENWÄSCHE
in Leinen und Halbleinen
Leinenweberei Bern AG., Bern
City-Haus Bubenbergplatz 7

MEYER-BUCK
Zürich, Schifflände-Kirchgasse
Porzellan
Kristall
Keramik

Frauenleiden

Unterleibsschwäche, Weißfluß... sind oft sehr hartnäckig und Ursache von Unregelmäßigkeiten, Rückenschmerzen, Müdigkeit u. schlechtem Aussehen.

Hier ist
Kerns Frauentee Nr. 13
eine Wohltat! Weil garantiert natürlich, lindert und heilt er, ohne anzugreifen, wirkt reinigend und stärkend gegen Weißfluß und deren Entzündungsherde.
Originalpackung zu Fr 2.— und 4.—

Berg-Apotheke
BEKANNT FÜR WIRKSAME KRÄUTER U. NATURHEILMITTEL
Werdstr. 4 bei der Sihlbrücke Zürich, Tel. 23 98 69

Der heimelige
Teeraum
Marktgasse 18
Gipfelstube
W. GENTSCH, SOHN
ZÜRICH

TROCK AG
Stoffbüsten
ZÜRICH. LÖWENSTR. 54

TROCK AG
Modejournale
ZÜRICH, LÖWENSTR. 54

Die hervorragende Güte und der herrlich reine Geschmack dieser aus Mastgänsen hergestellten Delikateß-Konserve wird Ihren Gaumen begeistern
*
Ein feiner Brotaufstrich!